

KALONYMOS

Edler Frauen schöne Namen

Jüdische Frauennamen einst – verglichen, gedeutet und verwandelt

Michael Brocke

Zu den angenehmeren Inhalten, die Medien verbreiten, gehört der Hype um die Namen der Babys von Celebrities und Royals. Gern überfliegen wir aktuelle Rankings: „Der derzeit häufigste männliche Name, in Israel? Im Vereinigten Königreich?“ Wir lassen uns von Studien erklären, dass auf Partnerbörsen Lena mehr Chancen hat als Chantal, ein Alexander mehr als Mike.

Nichts ist heute wichtiger als der Name. Nicht nur Markennamen und ihr Image. Jeder Name, jeder Vorname – und nicht selten auch der Nachname – entscheidet mit, kann ausschlaggebend sein für Attraktivität oder Unattraktivität, für Chancen, die Karriere, das Leben.

Schöne Namen, wohlklingend sollen sie sein! Wenn sie es doch nur immer blieben. Aber so leben nicht nur solche Namen wieder auf, die im 19. und frühen 20. Jhdt. beliebt waren, sondern auch jene, die bis zu dreitausend Jahren zurückreichen, nie ganz vergessen: Sarah, Lea oder Rahel, Ester, Miriam und Alexandra.

Schöne Namen – so wie der Name Kalonymos Schönheit und Güte in sich trägt, einer der schon antik jüdisch aufgenommenen griechischen (und eben nicht hebräischen) Namen. Einst kam doch alles darauf an, dass ein schöner Name auch ein guter sei und seine Träger gut. Der Name sollte gelebt werden. Er enthält die Identität einer Person, soll ihr Wesen zum Ausdruck bringen. Für die der Bibel entnommenen Namen waren deren erste Trägerinnen und Träger das Vorbild aller Späteren. Name ist gleich Ruf, und darum sei der Ruf untadelig. Namen und Tun (aber das Ergehen auch) der Person sollten möglichst harmonieren. Das Ideal: Werde Dein Name, werde Dein guter Name!

Die Bibel legt beredtes Zeugnis ab von Bedeut-

samkeit und Macht, Kostbarkeit und Gefährdung des Namens. Die Skala ihres Umgangs mit Bedeutungen und Deutungen aller Art könnte nicht weitgespannter sein. Allein wie die Frauen Jakobs ihre Kinder genannt haben! Die nachbiblischen Generationen sind dann vorsichtiger und rationaler mit ihrer Namengebung umgegangen – aber der schiere Reichtum sprechender und gedeuteter Namen stand ihnen vor Augen. Auch wenn er nie ausgeschöpft wurde. Der Wunsch, so sinnvolle wie schöne Namen zu geben, Sinnsuche und Sinngebung setzten sich über die Jahrhunderte unvermindert fort.

Keineswegs mussten Frauen hebräische Namen tragen, wie sie die Männer – etwa zum Aufruf zur Toralesung – brauchen, und wenn der Schwund der Namen für Männer im Mittelalter ein immer größeres Ausmaß annahm, so hatten hingegen die Frauen eine reiche Auswahl aus hebräischen, romanischen, germanischen oder slawischen Namen. Sie konnten, bei aller Kontinuität der Namengebung, doch auch mit Moden ihrer Umwelt und Zeit Schritt halten.

Diese Vielfalt hat ein Phänomen erzeugt, das noch keine Beachtung gefunden hat. Denn um es wahrzunehmen muss man den Umgang mit Frauennamen in den Nachrufen kennenlernen, den Nachrufen ihrer Grabmale, wie sie die Friedhöfe aus Mittelalter und Früher Neuzeit bewahren. Unsere Erschließung altehrwürdiger Begräbnisstätten erlaubt uns, einiges zu diesem Umgang mit Frauennamen zu sagen. Und da sich die Zahl der Grabinschriften für Frauen und für Männer die Waage hält, bieten sie noch kaum ans Licht gehobene Erkenntnisse zur „Stellung“ der Frau, sowohl im indi-

In ganz Deutschland hegen Pädagogen Vorurteile gegen Kinder mit Namen wie Justin, Marvin, Cedric, Mandy, Angelina, Chantal, Maurice oder Kevin und ordnen sie einem bildungsfernen ...

viduell-persönlichen als im gemeindeöffentlichen Raum. Wir stoßen auf eine uns überraschende Bandbreite von Anspielungen, Deutungen, „Namensspielen“ – wie es das Wortspiel gibt so auch das mit Namen.

Betrachten wir einige wenige eigenwillige, auffällige Vergleiche und Deutungen. Und ein völlig unbekanntes Phänomen: Der schöne Name der Lebenden kann mit ihrem Tod zur Klage des Gatten werden – der Name der Toten wird Klage der Lebenden.

Vergleichen und Deuten

Nicht ganz unbekannt sind Vergleiche der Namens-trägerinnen mit ihren biblischen Vorbildern – aber der Spielraum der Vergleich weiblicher Namen blieb doch relativ klein – man vergleicht kaum je eine Leah mit der biblischen Leah, wohl aber Sarah mit „unsrer Mutter Sarah“. Gelegentlich tritt auch Deborah auf, doch eher nur, weil eine Frau in ihrer Rede (b'diburah) so züchtig war wie die biblische Deborah. Gern wird eine eschet chail, die ‚tüchtige Gattin‘ aus Proverbia/Sprüche 31,10, verglichen mit der biblischen Awigail, nicht zuletzt wegen des Reimes: -ail, eine ‚eschet chail‘ wie die couragierte Awigail.

Im Worms des 12. Jahrhunderts wird einmal die genaue Zahl der Lebensjahre genannt (was äußerst selten ist): Frau Sarah wurde 27 Jahre alt. Warum wird das mitgeteilt? Es soll ein wenig Trost spenden – die Erzmutter Sarah wurde 127 Jahre alt (Genesis 23,1). So wächst Namen und Leben jener jungen Frau mehr Sinn zu, dank der wie auch immer korrespondierenden Zahl. Aber wird nicht zugleich auch die Trauer über die Kürze ihres Lebens betont – 27 Jahre nur, einst hingegen ...?

Sehr oft tragen die Frauen des Mittelalters (wie auch heutige „ultraorthodoxe“ Frauen) keine hebräisch-biblischen Namen, sondern die ihrer Zeit und Umwelt, seien es romanische, altdeutsche oder slawische. Jene Namen – es sind vor allem deutsche – die auch den Weg nach Osteuropa mitgemacht haben, sind geblieben und werden bleiben. Dank der nicht-hebräischen Namen anderer Sprachen eröffnet sich das weite Spektrum des Deutungspotenzials.

Wohl der häufigste Name, und das nicht nur in Worms, ist Channah/Hanna; aber auch Bona, Gutta, Gutlin, Gütel, Gittel, Jutta und ähnliche folgen dichtauf. Es sind Namen, deren Bedeutung keiner

Erklärung bedarf, so dass sie auch nicht weiter erklärt, gedeutet und eher selten umspielt werden müssen – gewiss kann im Nachruf für einen dieser Namen die Wohltätigkeit herausgestellt werden, aber das steht im Belieben von Familie und Verfasser der Inschrift.

Man kann aber auch das Todesjahr mithilfe des Namens angeben und zugleich den Segenswunsch drin unterbringen, z.B. Würzburg, Dezember 1285: Frau Bona, deren Todesjahr die Zahlenwerte hat: „VeHi beTo/uWaH“, „so sei sie im (in ihrem) Guten“, im Paradiese, bei Gott. Das ist kein Zufall, sondern Absicht, denn um die Jahreszahl nicht, wie meist, schlicht mit Hundertern, Zehnern, Einern anzugeben, muss man sich etwas einfallen lassen; die Leser der Inschrift mögen es verstehen und, jener Bona nach-gedenkend, ihr erneut das Leben „im Guten“ wünschen.

Wenn Gelehrsamkeit und damit auch der gehobene Status einer Familie sich zeigen wollen, so lässt sich die Anspielung auf den Namen und dessen Deutung noch feiner spinnen – ein Fall aus dem Worms des Jahres 1343: Über zwei Generationen zurückreichend und den Ehegatten und seine Ahnen namentlich einbeziehend macht die Inschrift unmissverständlich klar, dass sie einer frommen, wohlthätigen betagten Witwe aus höchst angesehener Familie gewidmet ist (Leviten, Vorbeter und Rabbiner, rheinauf- und rheinabwärts amtierend; noch heute bekannte Namen sind darunter). Frau Vromut, Tochter des R. Jakar haLevi, Gattin des R. Jeschajahu ben R. Mosche, ben haDarschan R. Elasar, starb am 26. Tischri, kurz nach Neujahr, Jom Kippur und Sukkot. In welchem Jahr? Be-Mem-Sajin-Mem-Vav-Tet, in Zahlenwerten: 2-40-7-40-6-9, was das Jahr (5)104 ergibt, Herbst 1343 u. Z.

Wozu der Umstand? Nun, um den Namen Vromut zu spiegeln, ihm das Antonym seiner Bedeutung entgegenzustellen. Das neue Jahr hat nicht gut begonnen, denn diese Edle ist an seinem Beginn dahingegangen. „Es wende sich zum Guten!“ fügt der Stein sogleich hinzu: „sche_mutaw“! Was steht dem Namen Vromut entgegen? Ja, richtig, doch halt, nicht zu schnell! Da tritt erst einmal ein ganz seltenes aramäisches Wort im Talmud mit eben denselben Konsonanten auf: ‚Mem-Sajin-Mem-Vav-Tet‘. Und diese das Todesjahr konfigurierenden Zeichen erlauben, über ihr Aramäisch zum deutschen Antonym von Vromut zu gelangen, und jetzt,

Allein 2012 wurden auf deutschen Standesämtern rund 50000 verschiedene Vornamen eingetragen. Für Jungen etwa Raider, Don Armani Karl Heinz, Sexmus Ronny, Belmondo und Ducati, für Mädchen Amsel, Maybee, Hedi-Rocky und La-Vie. Dabei haben es Männer und Frauen mit außergewöhnlichen Vornamen nachweislich schwerer als die Mehrheit.

*Allen unseren Leserinnen und Lesern
frohe, erholsame Festzeiten!
Wir danken für Ihre freundliche
Unterstützung unserer Arbeit
und wünschen ein glückliches Jahr 2015*

richtig, das mhd. Wort „mismuot“, wenn nicht geradewegs zu lesen, so doch seinen Sinn unmissverständlich zu erfassen. Die Zeichen bleiben in ihrer angestammten Welt, doch ihr Inhalt ist neu zu lesen und zu verstehen. Denn das aram. „masmut(in)“ passt hier rein gar nicht, denn es bezeichnet die Vergnügungen und Gaukeleien, die bei tagelangen Hochzeitsfeiern für Braut, Bräutigam und Gäste zur Belustigung aufgeführt wurden. Aber seine Buchstaben ermöglichen es, im vertrauten Bereich (und sei er auch abgehoben gelehrt) zu bleiben und zugleich in zwei, drei Sprachen der Bedeutung des Namens Vromut das Gegenteil (zumindest einen fasslichen Aspekt des alten deutschen Wortes) zur Seite und ihm entgegenzusetzen. Das Jahr muss die Klage über den Tod tragen, das Jahr, das man gern anders bezeichnet hätte.

Zu beachten ist ja, dass über viele Jahrhunderte kein einziges deutsches Wort (außer eben Namen) in den steinernen Nachrufen auftaucht – wollte man aber doch eins nahelegen, so nahm man um des schönen Namens Vromut willen einen ‚Umweg‘. Der aber ist tiefsinnig: Bleib im Deinigen und schlage doch Brücken, kontrastiere und transformiere das Deine in die Welt des Lebens hier und heute.

Seltene und (uns) eigenartig anmutende Namen, wie es nicht wenige gibt, fordern zur Deutung geradezu heraus. Die muss nicht korrekt in Hinblick auf die sprachliche Herkunft oder die Etymologie sein, nein, es ist wichtiger, den Namen (wenn er nicht hebräisch ist) in die Welt des Hebräischen hineinzuholen, ihn in eine andere Sprachwelt zu übertragen oder ihn mit dem Ziel, das Leben der Verstorbenen zu loben, zuzurichten.

Da bietet sich ein Beispiel aus dem Jahr 1145 an: In Worms wird Frau PiRUZA bestattet. Das ist ein höchst seltener wenn nicht einmaliger Name (und gefährlich nah einer ähnlich lautenden negativen Bedeutung). Das Lob ihres Lebens umspielt ihren Namen: Ihr Heranwachsen und ihre Jugend waren wohlgefällig (PiRkaha na'eh); flink und besten Willens war sie, die Gebote zu erfüllen, Gutes zu tun, SeRiSah bamitzvot – die Frage nach der damaligen Unterscheidung von Sajin und Zadeh können wir nicht befriedigend beantworten. Ihr extravaganter Name wird so ausgedeutet, dass er für das Leben der Bestatteten einen guten, einen persönlich gelebten Sinn ergibt. Was hier vielleicht auch nötig war, allein des Namens wegen?

Die Klage sei dem Namen eingeschrieben

Wie kann ein Name zur Klage werden? Indem man die Sprache wechselt und einen deutschen oder romanischen Namen ins Hebräische transferiert oder auch, indem man einen ‚eingedeutschten‘ hebräischen Namen anders liest, ihn re-hebraisiert, in zwei Teile aufteilt – Klage lässt sich nicht beschränken, Klage will das Wesen der Toten fassen – will um ihren Namen klagen.

Frühes 17. Jhd., das Datum zerstört: Abraham Blün, aus bekannter Wormser Familie, trauert um die „liebe Rose Abrahams“, seine Gattin, Frau Rösle. Ihr Nachruf beginnt mit einem, um einen Buchstaben gekürzten, zweifachen Weheruf aus dem Jesaja-Buch (24,16): „rs(i) li rs(i) li“ (lies: ‚rasi li‘); deutsch: „Wie bin ich so elend!“ oder: „Es ist aus mit mir!“ Die zweimal zwei Buchstaben, Resch-Sajin und zweimal -li, erzeugen, wenn die hebräischen Buchstaben deutsch gelesen werden, den teuren Namen: Rösli! Rösli! (Resli, Resle; das Jod als kurzes e zu lesen). Das hebr. -li, mir, wird so zur Koseform des Namens der Rose, dem Rösle Blün.

Ähnlich äußert sich die Trauer um eine Frau Sarah, gerufen Zerle, eine der eingedeutschten Kose- und Diminutivformen zu Sarah. Wie im Jiddischen wurde im Deutschen, wenn in hebräischen Buchstaben geschrieben, der lange e-Laut durch das hebr. 'Ajin wiedergegeben. In Bonn trauert ein Gatte um Sarah Zerle, indem er ihren Kosennamen re-hebraisiert, das Ajin wieder in seine hebräische Funktion einsetzt und den Namen liest als „Za'ar li“ - „Kummer, Schmerz, mir“. Das hebr. -li als deutsch „-le“ oder „-li“ überrascht nicht mehr: Rösle, Zerle. Und so ließe sich ähnlich und immer wieder ein wenig anders fortfahren, etwa mit dem romanischen schönen Namen Bella, der ins Hebräische oder ins Aramäische, auch mit Hilfe eines Zitats aus der Traditionsliteratur zum Ausdruck von Klage und der Trauer gewandelt werden konnte. Ehemänner, Töchter und Söhne konnten gewiss in der heiligen Sprache allein um den Namen trauern, aber sie wussten die „Namenklage“ auch mittels zweier Sprachen in beide Welten ihres Lebens zu tragen, sei es im 17. und 18. oder sei es im 14. Jahrhundert.

Zu übertragen, zu übersetzen, zu transformieren – das ist das Lebenselixier.

Für sein Kind einen Allerweltnamen zu wählen mag fantasios sein. Es hat jedoch Vorteile, möglichst oft auf Namensvettern zu treffen. Menschen helfen einander bereitwilliger, wenn sie erfahren, dass sie denselben Namen haben.

Doch es gibt eine Grenze, von der an "Sättigung" eintritt. Dann beginnen Modennamen zu nerven... Experten betonen, dass sich Assoziationen zu Namen durchaus verändern. Denkbar also, dass selbst Problemnamen ... in ferner Zukunft salonfähig werden.

(Marginalien aus Till Hein: Uschi oder Maybee, in: Die ZEIT, 27.12.2013, S. 38.)

Zeit zu wirken gegen die Gehässigkeit

Literatur und der Krieg: Alfred Lemm, Hugo Sonnenschein und Uriel Birnbaum

Beata Mache

Unabhängig von Herkunft, Alter oder politischen Ansichten wandten sich viele deutsch-jüdische Autoren nach der anfänglichen Begeisterung gegen den Krieg. Sogar der von patriotischem Pathos ergriffene Julius Bab schrieb 1915: *Lieber Gott, laß Frieden werden! / Sieh den Jammer an auf Erden. / Sieh so viele Männer gehen / schon auf Krücken, ohne Glieder, / viele kehren gar nicht wieder.*¹

Die vermeintliche Freiwilligkeit der Meldung zum Heer darf auch bei manch jüdischem Soldaten bezweifelt werden. Denn oft war das ein verzweifelter Versuch, dem Frontdienst zu entgehen. So lesen wir im Lexikon über Walter Hasenclever: „Als der erste Weltkrieg ausbricht, meldet sich H. freiwillig an die Front.“² Seine Briefe bezeugen aber anderes. Am 12. Januar 1915 schreibt er an Paul Zech nach Berlin über seine vorherige „irrtümliche Einberufung unter die Rekruten“: *In ca. 4 Wochen droht aber auch diese Einberufung. Der Hauptmann im Aachener Bezirkskommando, mein früherer Mathematikprofessor, riet mir dringend, ich solle mich beim Kriegsministerium als Schreiber, Dolmetscher (perfekt Englisch und Französisch) am besten als Kriegstagebuchführer melden. [...] Sie verstehen alles! Ich will mich, um dieses Unglück zu verhüten, deshalb in irgend einer angemessenen Form freiwillig melden. Raten Sie mir, helfen Sie mir!*³

Und fast allen jüdischen Schriftstellern war ein Gedanke gemeinsam: Sie befürchteten, dass die Juden die Verlierer des Krieges sein würden. So schreibt Erich Mühsam in seinen Tagebüchern am 30. Juni 1915: *Was die Blätter über innere Wirren in Rußland fasseln, ist natürlich zumeist tendenziöses Gerede. Wahr ist sicher nur, daß die Juden im ganzen Reich ein grauenhaftes Martyrium erleiden. Aber Revolution ist das nicht, eher ein Kompromiß zwischen Regierung und Volk, die Wut gegeneinander*

der auf einen gemeinsam gehaßten Dritten abzuwälzen... und am 07. Januar 1916: *Auf der letzten Kegelbahn gab es mit Halbe wieder einen Disput, der sich diesmal mehr in den Grenzen philosophischer Determinationen hielt. Der Krieg ist diesen Leuten immer noch lediglich Naturkatastrophe, und ihr Gewissen ist völlig beruhigt. [...] Mein „Kosmopolitismus“ ist höchst verächtlich, aber in meiner Eigenschaft als Jude begründet. Ich erklärte, daß ich diese Eigenschaft für die beste der Juden halte, und nur wünschte, meine Stammesgenossen hätten darin nicht auch umgelernt. Im übrigen sei der Kosmopolitismus bis zum 1. August 1914 auch ein Spezificum der Deutschen gewesen. Das ficht aber den sich verbreitenden Antisemitismus der deutschen Patrioten garnichts an.*⁴ Und tatsächlich versuchten rechtskonservative Kräfte schon 1916, jedwede Friedensbemühung als ‚Judenfrieden‘ zu diffamieren und diskreditieren.

Welche Aufgaben auf die Literaten aufgrund der Erkenntnis der Sinnlosigkeit des Krieges zukämen, wurde unterschiedlich beurteilt. Stefan Zweig, der zunächst angesichts des Krieges orientierungslos war, schreibt am 19. Oktober 1914 an Romain Rolland: *Und wie viel wäre zu tun? Ich denke an eine Art Zeitschrift, die dort [in Genf] von dem Comité allwöchentlich herausgegeben würde, die Lügen dementierte, bewiesene Grausamkeiten der Welt mitteilte, die alle Anregungen zur Humanität im Kriege, zur Linderung der unnötigen Not veröffentlichte. [...] Wer sind wir, Romain Rolland, und wozu sind wir, wenn wir das Wort und die Macht, die uns durch das Wort gegeben ist, jetzt nicht gebrauchen? Ihr Vorschlag ist so edel und so schön: nun erfüllen Sie ihn auch. Vielleicht wird es nicht gelingen. Aber es muß gezeigt werden, daß nicht nur Nationalismus, daß auch noch Idealismus in der Welt ist. Wir alle haben zwar gebüßt, daß wir so an die Reife der Menschheit glaubten, ich wie Sie haben doch alle geglaubt, dieser Krieg werde verhindert werden können und nur darum haben wir ihn nicht genug bekämpft, als es noch Zeit war. Ich sehe manchmal die gute Bertha von Suttner vor mir, wie sie mir sagte: „Ich weiß, Ihr haltet mich alle für eine lächerliche Närrin. Gebe Gott, daß ihr Recht behalten möget.“ Ja, Romain Rolland, es ist an der Zeit, zu wirken gegen die Gehässigkeit.*⁵

Dezidiert lehnten von Anfang an die in der Frauenbewegung engagierten Autorinnen den Krieg ab: Lola Landau, Henriette Hardenberg, Auguste

Uriel Birnbaum: *In Gottes Krieg*. S. 7. Teile des Nachlasses von Uriel Birnbaum befinden sich im Moses Mendelssohn Zentrum, Potsdam copyright: David Birnbaum



Hugo Sonnenschein

ELEGIE

Wieder hat sich das Böse erbrochen:

um und um verwest das Land,

wüstes Land,

gottlos.

Göttliches Selbst in sich verkrochen

mitten in mir,

Kern der Welt.

Tief, tief, tief wohnt Gott,

Hauschner. Die Kriegsbegeisterung wurde aus unterschiedlichen Gründen abgelehnt: aus politischen von Alfred Fried, Gustav Landauer oder Hugo Sonnenschein, aus humanistischer Überzeugung von Stefan Zweig oder Alfred Lemm, aber auch aus einer religiösen Haltung wie bei Uriel Birnbaum. Dass einige von ihnen unbekannt blieben, liegt nicht primär in literarischen Urteilen über ihre Werke, sondern in ihren persönlichen Schicksalen und politischen Orientierungen begründet.

Hugo Sonnenschein

„Leid, Leid, es tönt so leidend: Leid ...“,⁶ dichtete der 1889 geborene Sohn eines jüdischen Bauern aus Mähren in seinem Gedicht *Krieg auf Erden*.

Sonnenschein war Lyriker, Anarchist und Utopist, der, egal welcher Gruppe er sich anschloss, immer in Opposition zu der vorherrschenden Meinung geriet. In Wien wollte er ab 1907 Literatur studieren, im gleichen Jahr veröffentlichte er seine ersten Gedichte, 1910 einen Roman, ein Jahr später ein Theaterstück. Als vagabundierender Dichter zog er einige Jahre durch Europa. 1914 ließ er sich erneut in Wien nieder. Seiner pazifistischen Überzeugungen wegen wurde er im Weltkrieg mehrfach verhaftet, musste an der Balkanfront dienen.

Wie oft wurde ich gemustert, numeriert und ausgestrichen, / eingetragen, aufgeschrieben, registriert und mitgezählt, / eingeteilt und ausgewählt, / verglichen: [...] / ich, ich bin der, der ich bin, geblieben: / Sonka, / töricht fremd im irdischen Land, / Geist in Gottes Hand: / Unbeirrt auf harten Wegen leid ich klarem Ziel entgegen.⁷

Seine ersten Antikriegsgedichte publizierte er 1915. Da die Zensur niemals eine Veröffentlichung zugelassen hätte, druckte er seinen Band *Erde auf Erden* zuerst privat in einer Auflage von 100 Exemplaren. Nach dem Krieg schloss er sich der kommunistischen Partei an und engagierte sich für die Rote Garde in Wien. Seine Sympathie mit Trotzki und sein Protest gegen die scharfe Abgrenzung von der Sozialdemokratie führten zum Bruch mit der Partei. Ob er austrat oder ausgeschlossen wurde ist unklar – die Quellen sind hier widersprüchlich.

Er war Mitbegründer des Genossenschaftsverbands und seit 1929 Geschäftsführer des Schutzverbands deutscher Schriftsteller in Österreich. 1934 musste er in die Tschechoslowakei zurück gehen, wo er 1940 verhaftet und 1943 nach Auschwitz gebracht wurde. Er überlebte, um 1947 erneut ver-

bang allein:

Wem schenk ich Gott aus mir,

Keim, Welt, Sein?

Web, Stahl, web, Stein,

Vergänglichkeit,

arme Maschine,

gefügt aus Verstand,

Erde, Sand verrinnt im Sand,

deine Nietten werden morsch,

Mensch.⁸

haftet zu werden, diesmal unter dem absurden Verdacht, ein Nazikollaborateur gewesen zu sein. 1953 starb Sonnenschein im Gefängnis.

Alfred Lemm

Zu den fast vergessenen deutsch-jüdischen Autoren, die sich vehement gegen den Krieg stellten, gehört auch Alfred Lemm (eigentl. Alfred Lehmann). Der 1889 geborene expressionistische Autor verfasste hauptsächlich Erzählungen und Essays. Er gehörte zum Freundeskreis von Martin Buber, wobei er an der Loslösung der deutschen Juden seiner Generation vom Deutschtum zweifelte. Eine neuartige Erziehung der Jugend, möglicherweise in einem „Zwischenland“ wie Polen, so Lemms Überlegung, wäre eine denkbare Vorbereitung auf die Auswanderung nach Palästina.

Er diente als freiwilliger Krankenpfleger. In den letzten Wochen des Krieges, nicht mal 29jährig, starb er während der Grippe-Epidemie. In einem offenen Brief an Thomas Mann wandte er sich gegen dessen Interpretation des Krieges als eines kulturellen Phänomens, und sprach sich für Demokratie aus, als eine nicht perfekte aber einzige Möglichkeit der Friedenssicherung. Seine im linken politischen Spektrum zu verankernden Essays sind scharfsinnig, teilweise polemisch, den völkischen Nationalismus angreifend. In dem Essay *Vom Wesen der wahren Vaterlandsliebe* versucht er eine positive Bestimmung des Patriotismus zu finden. Eine Grundbedingung, so seine Feststellung, ist, von den Nationen die Einhaltung der gleichen ethischen Prinzipien zu fordern, wie sie zwischen Individuen gelten. Was zwischen den Menschen verboten ist, darf auch zwischen den Völkern nicht geduldet werden. *Die gute Vaterlandsliebe richtet sich deshalb zuerst darauf, im eigenen Lande durchzusetzen, daß die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte gerecht genutzt werden. Sie ist eine falsche und schlechte, wenn sie sich statt dessen für die Bereicherung an einem anderen Staat hingibt, denn dann ist sie Liebe zu einer ungerechten Sache.⁹*

Den Kriegsbefürwortern unter den deutschen Juden versucht er in *Der Weg der Deutschjuden* die Vergeblichkeit ihrer Mühe und Hoffnung auf Gleichwertigkeit zu verdeutlichen. Sie sind *ausichtslos gegen jene, welche noch auf dem Tierstandpunkt der gegenseitigen Artauffressung und ewigen Erbfeindbrüllens stehen. Ihnen, die mit den Worten „christlich“ und „deutsch“ beständig im Maul, statt eines Funkens Liebe im Herzen das trockene Hirn*

Uriel Birnbaum

KOL NIDRE

GOTT, wenn Du Ohren hast, so mußt Du hören!
Die Kerzen, die uns hören, werden Blut
Und Schweiß und Blut steigt auf mit unseren Chören
Und flattert blind um Deiner Glorie Glut.
Gott, lasse nach in Deiner langen Wut!
Gott, gib uns wieder Deinen alten Segen!

voll Rassewut haben, werden die Schwächen einer Anzahl Juden Anlaß zum wahllosen Einhacken auf alles Jüdische. Die starken Seiten und die Zahl der Guten verschwinden in diesen sinnlos verallgemeinernden Köpfen — eine krankhafte und böartige Veränderung. Und nur Menschen mit dem alten Kannibalenempfinden: „Dies Land ist mein Besitz, Menschen mit anders geformten Schädeln haben auf keinen Fall Zutritt“, könnten, selbst wenn die negativen Eigenschaften der Juden überwögen, daraus die Konsequenz ziehen, sie unbekümmert um ihr Schicksal nur wieder jenseits der Grenzpfähle sehen zu wollen, anstatt in solchem Fall die Verantwortung menschlicher Liebe auf sie auszudehnen. Denn ob fremde Volksbestandteile auf friedlichem oder kriegerischem Wege vor hundert oder fünfhundert Jahren in ein Land gelangt sind, muß von einem menschlichen Standpunkt aus gleichgültig vor der Tatsache sein, daß sie da sind.¹⁰ So entwickelt Lemm einen sehr modernen Begriff einer Gemeinschaft, die nicht auf rassistischen Zuschreibungen, sondern sozialen Gegebenheiten beruht.

Seinen literarischen Texten, die in einer zwei-bändigen Novellensammlung *Mord* (1918) erschienen, bescheinigte Thomas Mann etwas „Grotesk-Seelenhaftes“. Franz Kafka bezeichnete ihn in einem Brief als „phantastisch bis zum Vertrakten, aber wahrhaftig, konsequent und zu vielem fähig“. Zwei

In der fünften Woche des Krieges trug sich in der Hauptstadt ein Ereignis zu, dessen keine Zeitung, wie auf eine gemeinsame Verabredung hin, Erwähnung tat. Daß die Redaktionen selbst von einem Vorfall, bei dem eine so große Zahl von Menschen, zumal aus den ersten Gesellschaftskreisen der Stadt, zugegen war, nichts erfahren haben sollten, ist höchst unglaublich. Eher scheint es, als ob die Redakteure, ja Menschen, die für einen glatten Ablauf des Lebens sind, die Sache zu „bergig“, zu wenig geradlinig, jedenfalls nicht erquicklich fanden und deshalb Unlust hatten, sich mit ihr zu befassen. Sie gingen wohl von der Voraussetzung aus, eine Zeitung hätte nicht die Aufgabe, bei ihren Lesern Anstoß zu erregen, und obwohl sie durchaus nicht mit Sicherheit annahmen, daß der Fall auf das Publikum so wirken werde, so taten sie, als hätten sie keine Nachrichten erhalten, um jedenfalls alle Eventualitäten, wie sie auch immer seien, zu vermeiden.

Es war an einem Sonntag zwischen zwölf und eins unter den Linden. Wie an jedem beschäftigungslosen Tage seit der Kriegserklärung waren unzählige Menschen aus allen Teilen der Stadt nach dieser Straße gezogen, um die Erregung in einen gemeinsamen Kanal zu ergießen. Geöffnet lag die große warmquellende Schlagader der kalkverdeckten Stadt.

Gott, nimm uns wiederum in Deine Hut!

— Nicht unsertwegen: Deines Namens wegen!

*Denn, Gott, wir leiden mehr, als wir vermögen
Und sind so ganz von Deinem Licht geschieden!
Tu' wieder Licht in unsere Augen legen,
Die blinden Augen — die der Blindheit müden!*

Gott, wende Dich uns zu, die wir hienieden

Im Staube schrein — und gib uns, Gott, den Frieden!¹⁴

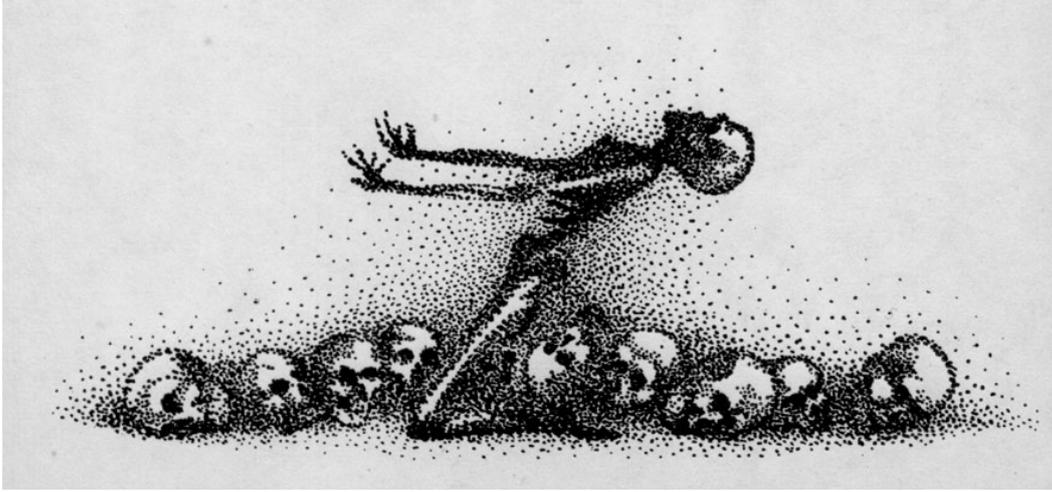
Erzählungen sind besonders hervorzuheben: *Der Herr mit der gelben Brille* und *Die Hure Salomea*.

„Die Studentin der Medizin Salomea“ kann die allgemeine Kriegsbegeisterung nicht nachempfinden. Die jungen Soldaten, die „nichts vor Stolz über den Auftrag, die frische Uniform und den hohen Kragen“ sehen, wecken in ihr „uralte Leidenswindungen“. Mitfühlen kann sie mit ihnen nur als den dem Tode Geweihten. Deshalb gibt sie sich ihnen auf der menschlichsten, unpolitischsten Ebene hin – sie schenkt den Soldaten ihren Körper. Die „jüdische Hure“ wird vor Gericht gestellt, das die Menschlichkeit ihrer Tat nicht verstehen kann und sie wegen einer „Unsittlichkeit kombiniert mit vaterlandsfeindlichem Verhalten“ verurteilt, sie noch verdächtig, daß sie im Dienste einer feindlichen Macht gehandelt hat, wie es bei der Zugehörigkeit der Angeklagten zur jüdischen Religionsgemeinschaft, deren Geschäftstüchtigkeit ja sprichwörtlich gebraucht wird, durchaus nicht von der Hand zu weisen ist.¹¹

Lemm stellte sich stets auf die Seite des Individuums, der Masse misstraute er grundsätzlich. Sein *Herr mit der gelben Brille*, ein junger Mann, wird nur weil er nicht mitjubelt, als verdächtig angesehen und schließlich von den ‚richtig Gesinnten‘ – und es ist nicht nur der städtische Mob, sondern Studenten, Ärzte, Politiker und Kleinbürger – gelyncht.

Man muß ja in dieser lastenden Zeit Menschen um sich haben, viele gleichgestimmte Menschen! Und daß man solches Bedürfnis auch bei den anderen sah, befriedigte — mit ein klein wenig Schadenfreude — und brachte einander noch näher. Viele Provinzler waren in die Residenz gekommen, in der das, was in der Welt geschah, doch viel deutlicher zu bemerken war. Sie wollten sich einige Stunden lang nicht nur mit den paar Miteinwohnern ihrer Stadt, sondern mit allen Volksgenossen zusammenhängend fühlen. Eine Anzahl Herren aus Neuental hatte schon verschiedentlich Passanten angesprochen und mit ihnen Freundschaft geschlossen. Einmal war es deren Heimatort Neuenberg, welcher die Anknüpfung leicht vermittelte und sogar humorvoll färbte, ein andermal die gemeinsame Erinnerung an frühere Aufenthalte in der Hauptstadt. Die immer größer werdende Fremden-gesellschaft war eben im Zeughaus gewesen und hatte sich die Kanonen aus den Freiheitskriegen angesehen. Am Nachmittag beabsichtigte man in den Dom zum Gottesdienst zu gehen, und abends wollten sie in einer der modernen Bars, die im „Sonntagsboten für Neuental, Stadt und Land“ ihre Wiedereröffnung angezeigt hatte, ihre Frauen betrügen.

Alfred Lemm: *Der Herr mit der gelben Brille*. Verfasst 1915, veröffentlicht 1920



Uriel Birnbaum:
In Gottes Krieg. S. 5
 copyright: David Birnbaum

Uriel Birnbaum

Gegen die Kriegsbegeisterung aber auch gegen den Pazifismus wandte sich der 1894 in Wien geborene Uriel Birnbaum. Er sah den Krieg als einen Teil des göttlichen Willens, „Gottes Fügung, Strafe und Gnade“,¹² ein Zeichen der Unvollkommenheit der Menschheit. Uriel Birnbaum war der jüngste Sohn von Nathan Birnbaum, der sich von ursprünglich politisch zionistischen Positionen abwandte und das lebendige Judentum, das am stärksten im Ostjudentum verwirklicht sei, weil dieses die messianische Sehnsucht lebe, als wegweisend sah. Dieses Denken hatten seinen Sohn beeinflusst, der alle Utopien und Ideologien ablehnte, gegen Zionismus, Nationalismus, Sozialismus, Liberalismus und Aufklärung, gegen Assimilation, für die Rückkehr zur jüdischen Tradition und „Unterwerfung unter Gottes Weltenlenkung“ war. Vor dem Weltkrieg arbeitete Uriel Birnbaum in Berlin als Plakatzeichner. Von 1915 leistete er Kriegsdienst, absolvierte eine Offiziersschule, wurde ausgezeichnet, und letztlich 1917 schwer verwundet. Eine Beinamputation und eine Sepsis waren die Folgen, zwei Jahre verbrachte er in Lazaretten und Sanatorien.

Nichtsdestoweniger stellen seine Gedichte aus dem Band *In Gottes Krieg* das Leiden eines Menschen im Kriege dar, seine Verzweiflung angesichts des Grauens. Es ist kein abstrakter Schrecken sondern das Leiden eines Soldaten – von der Einberufung, dem Kampfeinsatz, bis zu Verletzung und Spital, vom Kriegsausbruch bis zum Kriegsende. Seine ausdrucksstarken, verstörenden Illustrationen unterstreichen das Grauen und würde man sie unabhängig von dem Wissen um die Position des Autors betrachten, würden sie prominente Beispiele der Antikriegs-Kunst sein.

Ein Rezensent schrieb über den Band *In Gottes Krieg* in der *Berliner Börsen Zeitung* am 11.09.1932: *Es zeugt von einer unerhörten Glaubenskraft. Viele glaubten an Gott zweifeln zu müssen, daß er diesen Krieg und den millionenfachen Tod zuließ, Uriel Birnbaum [...] erlebt durch diesen Krieg – ein neuer Hiob – nur umso tiefer und erschütternder Gott als den, der den Krieg gesandt, damit die Menschen sich wieder beugen lernen unter Gottes Macht.*¹³

Uriel Birnbaum überlebte den Zweiten Weltkrieg im niederländischen Exil und starb dort 1956. Sein Glaube an die göttliche Lenkung der Welt blieb unerschüttert.

Es waren aber nicht nur die persönlichen Lebensumstände, die Lemm, Sonnenschein und Birnbaum aus dem Blick der Forschung nahmen. Alle drei waren noch zu jung, um mit ihrer damals so „unerhörten“ Ablehnung der allgemeinen Kriegsbegeisterung gehört zu werden. Die Angst als ‚Drückeberger‘ dargestellt zu werden, war auch für die jüdische Seite – gerade nach den Erfahrungen der sogenannten Judenzählung von 1916 – zu mächtig. Sogar die sonst so furchtlose und auch gegen den Antisemitismus kämpfende Pazifistin Bertha von Suttner versuchte ihren engsten Mitarbeiter und Friedensnobelpreisträger Alfred Hermann Fried zu einer Konversion zu überreden. Sein Judentum schien ihr „bei propagandistischer Arbeit ein Hindernis“.¹⁵

Anmerkungen und Literatur

1. Zit. nach: Ulrich Sieg: *Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe*. Berlin, Akademie-Verl., 2001. S. 165
2. *Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur*. Hrsg. von Andreas B. Kilcher, Stuttgart, Metzler, 2000
3. Walter Hasenclever: *Briefe*. Band 1: 1907–1932. Bearb. von Bert Kasties. Mainz, v. Hase & Koehler 1994, S. 180
4. Erich Mühsam: *Tagebücher*. www.muehsam-tagebuch.de
5. Stefan Zweig: *Briefe 1914–1919*. Hrsg. von Knut Beck, Jeffrey B. Berlin und Natascha Weschenbach-Feggeler. Frankfurt am Main, Fischer, 1998. S. 22f.
6. Hugo Sonnenschein: *Krieg auf Erden*. In: *War ein Anarchist*. Auswahl aus sieben Büchern. Berlin, Rowohlt, 1921, S. 36
7. Hugo Sonnenschein: *Kriegsgefangene*. In: *War ein Anarchist*. S. 42
8. Hugo Sonnenschein: *Elegie*. In: *Erde auf Erden*. Wien u.a., Ed. Strache, 1920, S. 17
9. Alfred Lemm: *Vom Wesen der wahren Vaterlandsliebe*. Leipzig, Der neue Geist Verl., 1917. S. 14
10. Alfred Lemm: *Der Weg der Deutschjuden*. Leipzig, Der neue Geist Verl., 1919. S. 49
11. Alfred Lemm: *Die Hure Salomea*. In: *Mord. Erzählungen*. Bd. 1. München, Roland-Verl., 1918. S. 35
12. *Die Exlibris des Uriel Birnbaum gefolgt von einer Selbstbiographie des Künstlers*. Hrsg. von Abraham Horodisch. Zürich, Verl. der Safaho-Stiftung, 1957. S. 88
13. Zit. nach: Georg Schirmers: *Nachwort*. In: Uriel Birnbaum (1894–1956). *Ein Wanderer im Weltenraum*. Ausgewählte Gedichte. Siegen, Selbstverl. der Universität Siegen (*Vergessene Autoren der Moderne* 47), 1990. S. 46
14. Uriel Birnbaum: *Kol Nidre*. In: *In Gottes Krieg*. Sonette. Wien u. Berlin, Löwit, 1921. S. 109
15. Hamann, Brigitte: *Bertha von Suttner. Kämpferin für den Frieden*. Wien, Brandstätter 2013. S. 154
16. Zu allen Autoren vgl.: *Lexikon deutsch-jüdischer Autoren*. Red. von Renate Heuer. München u.a., Saur (*Archiv Bibliographia Judaica*), 1992–2014.

Hugo Haase im Ersten Weltkrieg

Sozialdemokratie, Internationalismus und Pazifismus

Ursula Reuter



Hugo Haase

Wir stehen vor einer Schicksalsstunde. Die Folgen der imperialistischen Politik, durch die eine Ära des Wetttrüstens herbeigeführt wurde und die Gegensätze unter den Völkern sich verschärften, sind wie eine Sturmflut über Europa hereingebrochen. Die Verantwortung hierfür fällt den Trägern dieser Politik zu; (sehr wahr! bei den Sozialdemokraten) wir lehnen sie ab. (Bravo! bei den Sozialdemokraten.) Die Sozialdemokratie hat diese verhängnisvolle Entwicklung mit allen Kräften bekämpft, und noch bis in die letzten Stunden hinein hat sie durch machtvolle Kundgebungen in allen Ländern, namentlich in innigem Einvernehmen mit den französischen Brüdern (lebhaftes Bravo bei den Sozialdemokraten) für die Aufrechterhaltung des Friedens gewirkt. (Erneuter lebhafter Beifall bei den Sozialdemokraten.) Ihre Anstrengungen sind vergebens gewesen.¹

So beginnt die Erklärung, die der sozialdemokratische Fraktionsvorsitzende Hugo Haase am 4. August 1914 im Reichstag abgab, um die Zustimmung seiner Fraktion zu den Kriegskrediten zu begründen. Am Tag zuvor hatte letztere mit 78 zu 14 Stimmen beschlossen, die Kredite zu bewilligen und damit von dem sozialdemokratischen Grundsatz „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen“ abzuweichen; Haase gehörte zu der Minderheit derjenigen, die dagegen gestimmt hatten. Trotzdem übernahm er, von rechten wie linken Abgeordneten dazu gedrängt und in der Hoffnung, damit die Einheit der Partei zu sichern, die Verlesung der Erklärung. Wie sein Sohn Ernst in seinem 1929 publizierten Gedenkbuch schrieb, sei dies die einzige politische Entscheidung seines Lebens gewesen, die er später bereut habe.

Der Rechtsanwalt Hugo Haase war 1911 als Nachfolger von Paul Singer zum Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (zunächst mit August Bebel, seit 1913 mit Friedrich Ebert) sowie der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion gewählt worden. Mit Singer verband ihn nicht nur seine politische Verortung im radikalen marxistischen Parteizentrum (so die zeitgenössische Diktion), sondern auch die Herkunft aus einer kinderreichen jüdischen Familie. 1863 wurde er im ostpreußischen Allenstein als erstes von zehn Kindern von Nathan und Paulie Haase geboren – der Vater ernährte seine Familie zunächst mühsam als Schuhmacher, später als Kaufmann. Hugo studierte nach dem Abitur ab 1882 Jura in Königsberg und

schloss sich noch in der Zeit des „Sozialistengesetzes“ (1878–1890) der Sozialdemokratischen Partei an. Er hat sein sozialdemokratisches Ideal in originär Kantischem Geist an seiner Königsberger Universität aufgenommen – so der Politologe Thomas Meyer in der Veranstaltung „Juden, zur Sonne, zur Freiheit“, die 2013 aus Anlass des 150. Geburtstags der SPD im Jüdischen Museum Berlin stattfand – und blieb von ihm, auch als ihn später die Marxsche Kapitalismus- und Klassentheorie überzeugten, immer zutiefst durchdrungen. Das Beispiel Johann Jacobys, des Arztes, Links-Kantianers, Vorkämpfers der Gleichberechtigung für die Juden in Preußen und Reichstagsabgeordneten der SPD, hatte ihn nachhaltig beeindruckt.²

Haase war einer der wenigen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, die auf der Bezeichnung „jüdisch“ im Reichstagshandbuch Wert legten. Vom Judentum als Religion hatte er sich allerdings gelöst. Als er und seine Verlobte Thea Lichtenstein 1891 ohne religiöse Zeremonie und Rabbiner heiraten wollten, führte dies zu einem heftigen Konflikt mit beiden Elternpaaren. Doch letztlich lenkten diese ein und Hugo „traute in tieferer und schönerer Rede als ein Priester [sic!] sie hätte halten können, sich die Braut selbst an“.³ Drei Kinder, Gertrud, Ernst und Hilde, komplettierten bald das familiäre Glück.⁴

Schon 1890 hatte Hugo Haase eine bald florierende Anwaltspraxis eröffnet, die ihm – auch als Politiker – wirtschaftliche Selbständigkeit ermöglichte. Politische Prozesse führte Haase, der einzige sozialdemokratische Anwalt in Ostpreußen, stets umsonst. *Oft genug forderte uns dort oben in dem rauhen Osten die Klassenjustiz vor ihre Schranken, erinnerte sich in einer Gedenkrede Arthur Crispian. Stets war Hugo Haase in selbstloser und aufopfernder Weise unser Beistand. Kamen wir zu ihm ins Büro, dann konnten wir immer von neuem erkennen, daß er wahrhaftig ein Sohn des Volkes war.*⁵ 1897 wurde er erstmals in den Reichstag gewählt (MdR 1897–1907 und 1912–18). 1911 folgte, wie erwähnt, die Wahl zum Parteivorsitzenden, die den Umzug nach Berlin und die Gründung einer neuen Anwaltskanzlei zur Folge hatte. Auch dort führten Thea und Hugo Haase ein gastfreundliches, kultiviertes Haus, in dem viele Genossinnen, Genossen und junge Intellektuelle aus- und eingingen, wie es Ernest Hamburger Jahrzehnte später plastisch beschrieb: *Was mir in Haases Haus auffiel, war zu-*



Deutsch-französische Verständigungskonferenz Bern 1913

Diez	Marcel Sembat	-	Albert Thomas	-	Rouanet	-
Scheidemann	Erzberger	Ledebour	Augagneur	-	Ricklin	Naumann
Haase					David	
	Ludwig Haas	Jaurès	Frank	Hausmann	Estournelles de Constant	Weile

nächst das innige Familienleben und Haases lebhaftes Interesse an der Jugend. Er verstand es ausgezeichnet, mit jungen Menschen umzugehen. (...) Im Laufe dieser Begegnungen wurde angeregt, daß wir uns regelmäßig im Hause Haases oder Kautskys treffen sollten, um Probleme des Sozialismus zu besprechen. Dabei sollte es sich nicht um Tagesfragen handeln, sondern wir wollten uns über grundsätzliche historische und politische Probleme aussprechen. Wir trafen uns etwa alle zwei Wochen (...).⁶

In den krisenreichen Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war Hugo Haase einer der profiliertesten Pazifisten und Internationalisten seiner Partei. Im November 1912 sprach er bei der Friedenskundgebung des kurzfristig einberufenen außerordentlichen Internationalen Sozialistenkongresses im Basler Münster. Im Mai 1913 war er einer der führenden Persönlichkeiten der Verständigungskonferenz deutscher und französischer Politiker in Bern. Die Sozialdemokraten der beiden Länder erklärten damals: *Die modernen Kriege mit ihren fürchterlichen Greueln und unsäglichen Verwüstungen bedrohen auch die weitesten Schichten des Bürgertums. Alle Bestrebungen bürgerlicher Gruppen und Parteien, die sich gegen die chauvinistische Verhetzung der Völker, gegen die Eroberungspolitik und die Rüstungstreiberien richten, können auf die tatkräftigste Unterstützung der Sozialdemokratie beider Länder rechnen.*⁷ Eine realistische Analyse auf der einen, eine viel zu optimistische Einschätzung auf der anderen Seite, wie sich ein Jahr später zeigen sollte.

Nach dem Attentat von Sarajevo am 28. Juni, dessen Bedeutung als Katalysator hin zum Weltkrieg selbst viele Politiker im Juli 1914 nicht erkannten, war Hugo Haase rastlos tätig, um die Katastrophe durch Mobilisierung der internationalen proletarischen Solidarität noch im letzten Moment zu verhindern. Doch blieben alle Beratungen, Aufrufe und Demonstrationen umsonst. Am 1. August erklärte Deutschland Russland den Krieg, am 3. August Frankreich – nun gab es kein Zurück mehr. Hugo Haase gehörte zu den Sozialdemokraten, die sich von der vom Kaiser beschworenen „Burgfriedenspolitik“ mit ihrem vagen Versprechen auf politische Reformen und der Annexionspolitik der Reichsregierung, die im Bürgertum und bis in die Reihen der SPD Anhänger fand, nicht abfinden konnten. Im Juni 1915 veröffentlichte er zusammen mit Eduard Bernstein und Karl Kautsky ein noch heute lesenswertes Manifest mit dem Titel

„Das Gebot der Stunde“. Die deutsche Sozialdemokratie müsse sich *die Frage vorlegen, ob sie mit ihren Grundsätzen und mit den Pflichten, die ihr als Hüterin der materiellen und moralischen Interessen der arbeitenden Klassen Deutschlands obliegen, vereinbaren kann, in der Frage der Fortführung des Krieges an der Seite derjenigen zu stehen, deren Absichten in schroffstem Widerstand sind zu den Sätzen der Erklärung unserer Reichstagsfraktion vom 4. August 1914, in denen diese aussprach, daß sie im Einklang mit der Internationale jeden Eroberungskrieg verurteilt.* Zu deutlich habe man erfahren müssen, *daß man auf solche Bekundungen auch nicht die geringste Rücksicht nimmt. Was verschiedene unter uns befürchtet haben, zeichnet sich immer bemerkenswerter ab: Man erlaubt der deutschen Sozialdemokratie, die Kriegsmittel zu bewilligen, man geht aber kühl über sie hinweg bei den für die Zukunft unseres Volkes folgenschwersten Beschlüssen.* (...) *In weiten Kreisen unseres Volkes und derjenigen Völker, mit denen das Deutsche Reich im Kriege liegt, macht sich denn auch immer stärkere Friedenssehnsucht geltend. Während die Herrschenden davon zurückschrecken, diesem Friedensbedürfnis zu entsprechen, blicken Tausende und aber Tausende auf die Sozialdemokratie, die man als die Partei des Friedens zu betrachten gewohnt war, und erwarten von ihr das erlösende Wort und das ihm entsprechende Verhalten.*“⁸

Mit diesem Aufruf war Haases Opposition gegen den Kurs der sozialdemokratischen Fraktionsmehrheit offenkundig geworden. Im Dezember 1915 trat er als Fraktionsvorsitzender zurück. Als er am 24. März 1916 erstmals öffentlich im Reichstag die Ablehnung des Notetats durch die oppositionelle Minderheit ankündigte, kam es zu Tumulten unter den Kollegen. Die Fraktion schloss die Abweichler aus, diese gründeten daraufhin die „Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft“ als eigenständige Fraktion. Als Konsequenz legte Haase seinen Parteivorsitz nieder.

Im Frühjahr 1917 schlossen sich die verschiedenen oppositionellen Gruppierungen in der SPD, darunter auch die Spartakusgruppe, zur „Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands“ (USPD) zusammen; Hugo Haase wurde zusammen mit Georg Ledebour zum Vorsitzenden gewählt. Die USPD-Mehrheit sah sich als Hüterin der Traditionen der Vorkriegssozialdemokratie, die Partei war aber insgesamt äußerst heterogen. Wieder ver-

Aus den Erinnerungen
von Peter Fleischmann
an Hugo Haase

Ich war zu jung, um Hugo Haase als Politiker beurteilen zu können, denn ich war erst vierzehn Jahre alt, als der erste Weltkrieg ausbrach und meine Familie in Kiew von Deutschland abschloß. Bis dahin standen wir mit Haases Familie in ständigem Kontakt. Er war einer der nächsten Freunde meiner Eltern aus der gemeinsamen Jugendzeit. Er war für mich immer der geliebte ‚Onkel Hugo‘. Zwar wußte ich, daß er eine bedeutende Rolle in der Weltpolitik spielte, denn einmal nahm er mich bei einem Besuch in Berlin zum sozialdemokratischen Parteivorstand mit, damit ich – wie er lächelnd sagte – ‚bedeutende Männer kennenlernte‘. Und bei einem Spaziergang im Berliner Tiergarten begegneten wir einem elegant gekleideten Herrn, und Onkel Hugo fragte mich amüsiert, ob ich gemerkt habe, daß uns der preußische Kriegsminister gegrüßt hatte. So war mir schon in jungen Jahren bewußt, daß es zwei Persönlichkeiten in Hugo Haase gab: Ich wußte, daß er in der Arena der Politik

und Jurisprudenz als gefürchteter Kämpfer galt, während er in seiner Häuslichkeit darauf bedacht war, nie das Gefühl eines Angehörigen oder Freundes zu verletzen. In seinem Hause lernte ich die Verehrung der klassischen und modernen Kunst und der Philosophie kennen. Die Philosophie von Marx, Kant und Hegel war in seinem Haus ein Teil des täglichen Lebens.

Die Spaltung der Persönlichkeit Hugo Haases habe ich erst in späteren Jahren beurteilen können. Seine intellektuelle Einsicht der Notwendigkeit eines radikalen, rücksichtslosen Kampfes zur Förderung des sozialen Fortschritts und seine emotionelle Neigung, jedem einzelnen Kummer zu ersparen, ließen sich nicht immer in Übereinstimmung bringen. Dieses Spaltung bereitete ihm großen Schmerz, wenn er erlebte, daß sich Freunde in Feinde verwandelten, und er ertrug ihn nur in dem Bewußtsein, den als richtig erkannten Weg gehen zu müssen.

suchte Haase „den Laden zusammenzuhalten“ – mit der ihm eigenen Mischung aus politischer Standfestigkeit, Verantwortungsbewusstsein, persönlicher Konzilianz und Arbeitswut. Doch auch er hatte keine konkrete und erfolgversprechende Strategie zur Durchführung der Revolution, als sie – zusammen mit dem militärischen Zusammenbruch – schließlich kam.

Haase trat nach der Revolution im November 1918 für die Zusammenarbeit der beiden sozialdemokratischen Parteien ein und wurde neben Friedrich Ebert als gleichberechtigter Vorsitzender in den Rat der Volksbeauftragten gewählt, dem er aber nur bis Dezember 1918 angehörte. Danach war die USPD (die der Spartakusbund inzwischen verlassen hatte) wieder hauptsächlich Protest- und Oppositionspartei. „Hugo Haase hat dennoch“ – so noch einmal Thomas Meyer – *mit seinem konsequenten pazifistischen und demokratisch-revolutionären Handeln ein die Zeiten überdauerndes Zeichen gesetzt, das in der nachfolgenden Zeit vielen Sozialdemokraten die Identifikation mit der Geschichte ihrer Partei erleichterte oder überhaupt erst ermöglichte.*⁹

Haase, der im Sommer 1919 den Dichter Ernst Toller, einen der Anführer der Münchner Räterepublik, verteidigte, wurde selbst ein Opfer der politischen Gewalt gegen linke, häufig jüdische PolitikerInnen des Jahres 1919: Am 8. Oktober gab der Lederarbeiter Johann Voß in der Nähe des Reichstags im Beisein von Thea Haase sechs Schüsse auf ihn ab. Diese waren zwar nicht tödlich, führten aber zu einer schweren Blutvergiftung, der Haase am 7. November 1919 erlag. Der Attentäter wurde von der Justiz als geisteskrank erklärt; die Hintergründe der Tat, die Frage nach möglichen Hintermännern und der Herkunft der Waffe, wurden nie untersucht.

Hugo Haase wurde unter großer Anteilnahme auf dem städtischen Friedhof in Berlin-Friedrichsfelde beerdigt – seit Wilhelm Liebknechts Tod im Jahr 1900 war dies die Grabstätte der deutschen Sozialdemokratie. Zehn Jahre nach dem Tod seines Vaters veröffentlichte Ernst Haase eine erste Biographie mit vielen Zitaten von Weggefährten sowie einer beeindruckenden Auswahl seiner Briefe, Reden und Aufsätze. Bis heute ist dieses Buch die wichtigste Referenz für die Beschäftigung mit Hugo Haase, dessen Leben und Werk zwar in den letzten Jahren wieder etwas mehr Aufmerksamkeit gefunden hat, bei weitem aber nicht soviel Interesse, wie er es verdient.

Anmerkungen

1. http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt_k13_bsb00003402_00019.html.
2. Thomas Meyer: Hugo Haase (1863-1919), in: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 5/2013, S. 26-27 (online: http://www.frankfurter-hefte.de/upload/Archiv/2013/Heft_05/PDF/2013-05_meyer.pdf).
3. Zit. nach Ernst Haase: Hugo Haase. Sein Leben und Wirken, Berlin 1929, S. 8.
4. Ernst Haase (1894-1961), Neurologe und Psychiater, leitete u.a. die Fürsorgestelle für Alkoholranke und Giftsüchtige beim Gesundheitsamt Tiergarten, emigrierte 1938 nach Großbritannien und 1940 in die USA. Seine Schwestern – Gertrud (1892-1989), verheiratet mit dem Arzt Erich Dresel (1890-1953) und Hilde, verheiratet mit Hardi Meisels – waren Zionistinnen; sie wanderten mit ihren Familien nach Palästina aus. Thea Haase folgte ihrer ältesten Tochter 1934 nach Palästina, wo sie zwei Jahre später starb. Vgl. Rami Ben-Reuven: Wer kennt Trude, die Freundin von Hadassa (hebr.), 2008 <http://sara.benreuven.com/Articles/Who-is-Trude.pdf>.
5. Zit. nach Ernst Haase: Hugo Haase. Sein Leben und Wirken, Berlin 1929, S. 9.
6. Zit. nach Dieter Engelmann, Horst Naumann: Hugo Haase. Lebensweg und politisches Vermächtnis eines streitbaren Sozialisten, Berlin 1999, S. 21.
7. Zit. nach Kenneth R. Calkins: Hugo Haase. Demokrat und Revolutionär, Berlin 1976, S. 202 (Nachwort von Walter Friedländer).
8. http://germanhistorydocs.ghi-dc.org/sub_document.cfm?document_id=963&language=german.
9. Wie oben, Anm. 2, S.27.
10. Zit. nach Kenneth R. Calkins: Hugo Haase. Demokrat und Revolutionär, Berlin 1976, S. 204-205 (Nachwort von Walter Friedländer). Peter Fleischmann: geb. 1900 Kiew, gest. 1984 Haifa, 1933 Leiter Innere Abteilung, Städtisches Krankenhaus Moabit, 1936 Emigration nach Palästina, Arzt in Tel Aviv und Afula, 1966 Clinical Associate Professor für Innere Medizin an der Universität von Jerusalem, vgl. <http://geschichte.charite.de/verfolgte-aerzte/biografie.php?&ID=67>.

Literaturhinweise

Ernst Haase: Hugo Haase. Sein Leben und Wirken, Berlin [1929]
Kenneth R. Calkins: Hugo Haase. Demokrat und Revolutionäre, Berlin 1976 (mit persönlichen Erinnerungen von Walter Friedländer, Ernest Hamburger, Peter Fleischmann)
Dieter Engelmann, Horst Naumann: Hugo Haase. Lebensweg und politisches Vermächtnis eines streitbaren Sozialisten, Berlin 1999
Ludger Heid: „...daß ich mit vielen Banden an Königsberg fest und gern hänge“. Hugo Haase – eine Skizze, in: Michael Brocke, Margret Heitmann, Harald Lordick (Hg.), Zur Geschichte und Kultur der Juden in Ost- und Westpreußen, Hildesheim 2000, S. 485-509
Thomas Meyer: Hugo Haase (1863-1919), in: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 5/2013, S. 26-27 (http://www.frankfurter-hefte.de/upload/Archiv/2013/Heft_05/PDF/2013-05_meyer.pdf)

Ursula Reuter hat sich im Rahmen ihrer Promotion mit Leben und Werk des jüdischen Sozialdemokraten Paul Singer beschäftigt, siehe „Paul Singer (1844-1911). Eine politische Biographie“, Düsseldorf 2004

Die jüdische Jugend und das Handwerk

Harald Lordick

Der Ackerbau ist ihm allenthalben untersagt, und fast nirgends kann er in seinem Namen liegende Gründe eigenthümlich besitzen. Jede Zunft würde sich entehrt glauben, wenn sie... [ihn] zu ihrem Genossen aufnähme, und daher ist der Hebräer fast in allen Landen von den Handwerken und mechanischen Künsten ganz ausgeschlossen.¹ Bemerkenswert ist vor allem, dass eine nichtjüdische Stimme, Christian Konrad Wilhelm von Dohm, 1781 gegen die antijüdischen Stereotype der Zeit die Ursache der als einseitig wahrgenommenen Berufsstruktur der jüdischen Bevölkerung klar benannte, nämlich den weitgehenden Ausschluss von gängigen und gesellschaftlich akzeptierten und honorierten Erwerbszweigen, insbesondere aus Furcht vor Konkurrenz.

Initiativen und Rückschläge Das Thema *Handwerk im Judentum* ist gerade auch innerjüdisch sowohl aufgeworfen wie aufgegriffen worden, und es gehört zu den Besonderheiten deutsch-jüdischer Geschichte, dass es tatsächlich mehr als anderthalb Jahrhunderte auf der Tagesordnung blieb – aber das war nur eine scheinbare Kontinuität. Sobald es rechtlich möglich war, gründete etwa in Frankfurt Siegmund Geisenheimer, der dort schon die *Schul- und Erziehungsanstalt für arme jüdische Kinder* ins Leben gerufen hatte, im Zusammenhang mit eben dieser Schule (Philanthropin) eine „Handwerkskasse“, um Knaben nach Verlassen der Schule in eine Lehre geben zu können. Unterricht und Lehrstoff wurden angepasst, um „in der Jugend die Liebe zum Handwerk zu erwecken.“ Erste Erfolge stellten sich aus Geisenheimers Perspektive schnell ein. So schrieb er 1808: *Nun lieber Vater! habe ich seit 8 Tagen wieder etwas ins Werk gesetzt, das mir viel Vergnügen macht. Ich habe nämlich Geld gesammelt, um die armen Kinder aus unserer Schule Handwerker lernen zu lassen und habe schon über 1200 fl. beisammen. Sechs Kinder sind schon placiert: 1 Bender, 1 Schuhmacher, 1 Bäcker, 1 Schreiner, 1 Schneider; einer wird Apotheker und kommt nach Mainz bei einem Apotheker, der ein Gutfreund von mir ist.*² Ähnliches hörte man aus Dessau vom dort gegründeten *Humanitätsverein*, und die Zeitschrift *Sulamith* lieferte die publizistische Unterstützung für solche Unternehmungen.

Doch Rückschläge für diese Bestrebungen blieben die Regel, in Frankfurt wurde den Juden das zünftige Handwerk schon 1813 wieder untersagt. Und wo formale Schranken fielen, zeigten sich gesellschaftliche Widerstände um so beharrlicher.

Dennoch entstanden im Lauf des 19. Jahrhunderts meist lokal orientierte Vereine in bemerkenswerter Zahl (und verschwanden nicht selten wieder).³ Anfang des 20. Jahrhunderts gründeten sich sogar Verbände: der *Verband der Vereine zur Förderung des Handwerks und der Bodenkultur unter den Juden Deutschlands* (1903), und etwas später, dann eher als Berufsorganisation, der *Zentralverband jüdischer Handwerker Deutschlands* (1908) – im Lauf der Jahre mit etlichen Lokalvereinen.

Hilfe nach dem Weltkrieg Der *Joint (American Jewish Joint Distribution Committee)* war der erfolgreiche Versuch amerikanischer Juden, nach dem Ersten Weltkrieg für die bedrängte jüdische Bevölkerung in Europa Hilfe zu mobilisieren. Zu den Hilfsmaßnahmen gehörte etwa die Versorgung mit Lebensmitteln, Wohnraum und Schulen, Gesundheits- und Kinderfürsorge, Flüchtlingshilfe, aber eben auch die Gründung von Kreditkassen zur Berufsförderung und die Neu- oder Wieder-Einrichtung von Fachschulen und Werkstätten insbesondere auch in den osteuropäischen Ländern; jüdisches Handwerk hatte hier ohnehin Tradition.

In der Zeitschrift *Der jüdische Handwerker* finden wir 1925 einen Bericht dazu: *Das American Joint Distribution Committee in den Ländern Europas veranstaltete in den ersten Tagen des Monats September in seinen Berliner Büroräumen eine Ausstellung von Handwerksarbeiten jüdischer Waisenkinder. Alle gezeigten Arbeiten waren von Kindern im Alter bis zu 19 Jahren ausgeführt und ließen großen Fleiß und Sorgfalt erkennen. Alle Berufe des Handwerks waren vertreten:... die Gewerbe des Schneiders, Webers und Wirkers, Kunstschlossers, Stellmachers, Tischlers, Mechanikers, Drechslers, Schumachers...*

Dass eine solche Schau möglich war, war die Frucht einer gezielten Kampagne: Der *Joint* hatte zerstörte Schulen und Werkstätten in u. a. Rumänien, Tschechoslowakei, Polen, Litauen, Lettland neu aufgebaut oder ausgestattet und die hilfsbedürftigen Kinder, in der Regel Waisen, hierhin geholt: *Bei der Tätigkeit der Kinderfürsorge war eine der wichtigsten Aufgaben die Fachausbildung derjenigen Kinder, die das entsprechende Alter erreicht hatten. Am traurigsten war die Lage in den kleinen Ortschaften, wo keine Möglichkeit zur Fachausbildung vorhanden war, so dass das A.J.D.C. sich veranlasst sah, eine bedeutende Anzahl von Waisenkindern aus den kleinen Ortschaften in Städte zu brin-*





Gartenbau im jüdischen
Waisenhaus „Ahawah“,
Berliner, 1920er Jahre

gen und für ihre Erhaltung und entsprechende Unterbringung Sorge zu tragen.

Hier ging es um durchaus nennenswerte Zahlen: 3409 Kinder in Ausbildung „unter Obhut des Komitees“, die bei privaten Meistern (2440) oder in professionellen Schulen und speziell eingerichteten Werkstätten (969) untergebracht waren. 1555 Waisenkinder hatten es mit Hilfe des Joint schon zur Selbstständigkeit geschafft. Wenig überraschend schloss der *Handwerker* mit Lobby-Arbeit: „Es wäre zu wünschen, wenn auch bei uns in Deutschland in ähnlicher Weise für einen gesunden und tüchtigen Nachwuchs im Handwerk Sorge getragen wird.“⁴

Zielgruppe Im Zentrum der Bestrebungen um das Handwerk standen im deutsch-jüdischen Diskurs vor der NS-Zeit immer die Armen, die Alleinstehenden, vor allem die Jugend. Im Berliner Kinderhort *Ahawa* in den 1920er Jahren spielte das Thema eine zentrale Rolle: *Eine wichtige Bildungsaufgabe in unserem Sinne sehen wir in der Förderung handwerklich-technischer Geschicklichkeit... Wir nehmen bewusst an dem Produktivierungsprozess der jüdischen Massen teil, in dem wir die Mehrzahl unserer Schulentlassenen handwerklichen Berufen zuführen.*

Entsprechend wurden die Waisenkinder auf diese Erwerbszweige vorbereitet, durch Werkunterricht, Malen, Holz-, Metall- und Keramikarbeiten. Die älteren Kinder hatten sich eine eigene Werkstatt eingerichtet, an körperliche Arbeit wurden sie auch durch den Gartenbau herangeführt. So legten die Zöglinge im eigenen Garten der *Ahawa* Beete mit Gemüse, Früchten und Blumen an.

Doch der Arbeitsmarkt wartete nicht gerade mit offenen Armen auf die Jugendlichen – nicht selten *Pogromwaisen* – mit ihren ostjüdischen Wurzeln. Ganz folgerichtig erweiterte sich das Waisenhaus um ein Mädchenheim sowie ein Lehrlingsheim für Jungen zur weiteren Berufsvorbereitung. Die Mädchen wurden in allen Zweigen des Haushalts gründlich ausgebildet, um sie dann in Berufe zu vermitteln wie Kontoristin, Schneiderin, Putzmacherin, Kinderpflegerin, Kindermädchen, Köchin, Plätterin, Verkäuferin, zur Not als Hausmädchen. Die Jungen hatten es besonders schwer, eine geeignete Lehrstelle zu finden. Dennoch wurden sie, zunächst angeleitet von Studenten und jungen Lehrern, „Feinmechaniker, Bäcker, Zahntechniker, Schneider, Schlosser, Friseur, Buchbinder, Werkzeugmacher und Tischler“. Manche wurden auch „außerhalb des Heimes“ als Lehrer oder landwirtschaftlich ausgebildet.⁵

Berufsumschichtung? Die Debatte um das Handwerk im Judentum in Deutschland war immer auch ideologisch aufgeladen, das hatte schon bei den jüdischen Aufklärern begonnen – oft im Zusammenhang des Abwehrkampfes gegen Antijudaismus und Antisemitismus, später im Rahmen zionistischer Bestrebungen. Bei Paul Goldmann, einem Glasermeister und Verbandspolitiker, finden wir 1925 eine ebenso aus der Praxis wie aus Standesbewusstsein gespeiste kritische Perspektive. *In den letzten Jahren ist sehr oft auf die Berufsumschichtung und die manuelle Betätigung der jüdischen Jugend hingewiesen worden, und in fast allen Gemeinden haben die Vereine zur Förderung des Handwerks unter den Juden diese Frage mit besonderer Sorgfalt behandelt... Alle Vereine, die sich seit mehr als 50-60 Jahren um die Förderung des Handwerks unter den Juden bemüht haben, waren von den besten Vorsätzen beseelt, dem jungen Juden die Wege für den Beruf zu ebnen. War dieser Weg aber immer der richtige?... Haben diese Vereine sich wohl je darum bemüht, ob der junge Jude geistig oder körperlich fähig war, den zu ergreifenden Beruf voll und ganz auszufüllen? Hat man nicht größtenteils, ich möchte fast sagen systematisch, nur die Kinder dem Handwerk zugeführt, welche in anderen Berufen nicht unterzubringen waren?... Wäre es nicht richtiger gewesen, einen solchen Jungen abzuweisen? Laden Eltern, Vormünder und Vereine nicht schwere Verantwortung auf sich, dem Jungen einen Beruf zuzuführen, in welchem er es nie zu etwas bringen wird?*

Das war jedoch keineswegs eine Abwehrhaltung, sondern gerade ein Plädoyer dafür, die geeigneten Bewerber zum Handwerk zu bringen: *Die Lehrer sollen die Kinder... vor der Entlassung auf die Vorzüge des Handwerks aufmerksam machen.* Für Goldmann war das letzten Endes, wie für viele seiner Zeitgenossen, konsequentes Zukunftshandeln zur Erhaltung des Judentums: *Das größte Interesse in allen Bewegungen, gleichviel ob wirtschaftlicher oder kultureller Natur, muss der Jugend gewidmet sein; denn wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft.*⁶

Aufbruch Die jüdische Jugend hatte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts aber auch selbst auf den Weg gemacht. Aus neuen kulturellen und auch nationalen Idealen heraus entstanden landwirtschaftliche und handwerkliche Ausbildungsstätten, wie etwa in der Hechaluz-Bewegung.⁷ Sie bewährten sich in zuvor ungeahnter Weise, als in der NS-Zeit der *Beruf* zu einem oft entscheidenden Kriterium der lebensrettenden Flucht aus Deutschland wurde.

1 Über die bürgerliche Verbesserung der Juden, 1781 (Online-Neuausgabe www.deutsch-juedische-publizistik.de)

2 Zit. nach Inge Schlotzhauer: *Das Philanthropin 1804-1942*. Frankfurt/M. 1990, S. 17.

3 Vgl. H. Lordick: *Jüdische Wohltätigkeits- und Bildungsvereine im 19. Jahrhundert*, in: U. Stascheit, G. Stecklina (Hg.): *Jüdische Wohltätigkeits- und Bildungsvereine*, Frankfurt a.M. 2013.

4 Ausstellung von Lehrlingsarbeiten jüdischer Waisenkinder, in: *Der jüdische Handwerker*, Oktober 1925 (online: [Judaica Frankfurt](http://JudaicaFrankfurt.de)).

5 10 Jahre „Ahawah“, 1932 (JF).

6 Paul Goldmann: *Wie steht es mit dem Handwerk unter den Juden?*, in: *Der jüdische Handwerker*, Oktober 1925 (JF).

7 Vgl. etwa H. Lordick: *Polnische Zionisten im Ruhrgebiet*. Ein Hechaluzverein in Hamborn um 1925, in: *Juden im Ruhrgebiet*, 1999.

Buchgestöber

Eingegangene Bücher (Besprechung vorbehalten)

Brämer, Andreas; Herzig, Arno; Ruchniewicz, Krzysztof (Hrsg.): *Jüdisches Leben zwischen Ost und West. Neue Beiträge zur jüdischen Geschichte in Schlesien.* Göttingen, Wallstein 2014 (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 44). 638 S., 46,00 Euro ISBN 978-3-8353-1015-5.

26 Beiträge zu Geschichte und Gegenwart der Juden in Schlesien und Oberschlesien, Aspekte aus Politik, Wirtschaft, Jugendbewegung, Kultur, Architektur; Porträts einiger Autoren.

Jüdisch-christlicher Freundeskreis Wesel e.V.; Stadt Wesel: *Juden in Wesel und am Niederrhein. Eine Spurensuche.* Redaktion: Christiane E. Müller. Wesel, Selbstverlag 2014 391 S., Abb., 27,95 Euro ISBN 978-3-924380-91-5. (zu beziehen über Stadtarchiv Wesel)

Zahlreiche kleinere und größere Studien, ansprechend versammelt; vom Mittelalter bis zu „Stolpersteinen“; Synagogen und Friedhöfe am Niederrhein; Geschichte und Persönlichkeiten in Wesel und benachbarten Orten; Grabmale der berühmten Familie Gomperz in Emmerich und die vor ihrer NS-Zerstörung fotografisch erfassten barocken Grabsteine der Gomperz in Kleve – ein Fund inmitten anderer Funde.

Friedlaender, Salomo; Hauff, Sigrid: *Ich werde nie heiraten! Liebesbriefe an Maria Luise.* Herrsching, Norderstedt, Waitawhile Books on Demand 2014 (Friedlaender/Mynona-Studien 2) 234 S., Abb., 19,50 Euro ISBN 978-3-7357-4204-9.

Der Philosoph Salomo Friedlaender („Mynona“) ist Essen besonders wichtig, er wohnte oft bei Schwester Anna und Schwager Rabbiner Salomon Samuel.

Derrida, Jacques: *Die Augen der Sprache. Abgrund und Vulkan.* Wien, Passagen 2014 (Passagen Forum). 96 S., 11,90 Euro ISBN 978-3-7092-0135-0.

Was Derrida aus G. Scholems inzwischen berühmtem „Bekenntnis über unsere Sprache“ zu F. Rosenzweigs 40. Geburtstag im Dezember 1926 heraus- und auch hinein-zwingt, das ist so lehrreich wie höchst anspruchsvoll.

Huchzermeyer, Hans: *Studien zur Musik- und Kulturgeschichte Berlins, Pommerns und Ostpreußens im 19. und frühen 20. Jahrhundert.* Minden, Huchzen-Verl. 2013. 288 S. ISBN 978-3-00-041716-0.

Beiträge zur jüdisch-christlichen Familie Abraham Maschke (Arzt), Richard Maschke (Jurist) und Kurt Latte (Altphilologe), sowie zur ‚Entjudung‘ der evangelischen Kirchenmusik von ihren judenchristlichen Mitar-

beitern am Beispiel von Ernst Maschke, Organist in Königsberg.

Huchzermeyer, Hans: *Zur Geschichte der evangelischen Kirchenmusik in Königsberg, Preußen (1800-1945). Die kirchenmusikalischen Ausbildungsstätten.* Minden, Huchzen-Verlag 2013. 204 S. ISBN 978-3-00-041717-7.

Zur Geschichte von Arthur Altmann (1873–1941/44) und seinem Neffen Ernst Ludwig Altmann (1910–1990). Ausführliche Darstellung auch des Wirkens von J. M. Müller-Blatau.

Cluse, Christoph: *Darf ein Bischof Juden zulassen? Die Gutachten des Siffridus Piscator OP (gest. 1473) zur Auseinandersetzung um die Vertreibung der Juden aus Mainz.* Trier, Kliomedia 2013 (Arye Maimon-Institut für Geschichte der Juden: Studien und Texte 7) 157 S., 24,90 Euro ISBN 978-3-89890-185-7.

Zimmermann, Reiner: *Giacomo Meyerbeer. Eine Biografie nach Dokumenten.* Berlin, Parthas Verlag 2014. 360 S., Abb., 29,80 Euro ISBN 978-3-869-64085-3. (Siehe den Beitrag von A. Sommer in Kalonymos H. 3, 2014)

Henze-Döhring, Sabine; Döhring, Sieghart: *Giacomo Meyerbeer. Der Meister der Grand Opéra.* München, Beck 2014. 272 S., 21,95 Euro ISBN 978-3-406-66003-0. (Siehe Kalonymos H. 3, 2014)

Martin Buber: *Die Erzählungen der Chassidim.* Neuausgabe mit Register und Glossar (und in größerem Format: 8°). Nachwort von Michael Brocke. Manesse Verlag, Zürich 2014, 780 S., 29,95 Euro ISBN 978-3-7175-2368-0

Klapheck, Elisa: *Margarete Susman und ihr jüdischer Beitrag zur politischen Philosophie.* Berlin, Hentrich & Hentrich 2014. 408 S., 35,00 Euro ISBN 978-3-95565-036-0.

Bennewitz, Susanne: *Ein Außenseiter handelt. Der Kaufmann Isaac Dreyfus (1785-1845) in Basel.* Göttingen, Wallstein 2014. 208 S., 24,90 Euro ISBN 978-3-8353-1571-6.

Bennewitz, Susanne: *Ein Zimmer in den Tropen. Briefe aus Guatemala (1937–1940).* Berlin, Hentrich & Hentrich 2013. 252 S., 19,90 Euro ISBN 978-3-942271-79-0.

Kuchler, Christian: *NS-Propaganda im 21. Jahrhundert. Zwischen Verbot und öffentlicher Auseinandersetzung.* Köln [u.a.], Böhlau 2014. 238 S., 29,90 Euro ISBN 978-3-412-22372-4.

Apfel, Alfred: *„Mein liebes Tierchen ... In inniger Liebe Dein Alfred“. Briefe und Karten an seine Tochter Hannah*



Gideon, Nanni und Boris, 1928
(Aus dem Buch: *Juden in Wesel und am Niederrhein*)

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut
für deutsch-jüdische Geschichte
an der Universität Duisburg-Essen,
Rabbinerhaus Essen

ISSN

1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Beata Mache M.A.
Annette Sommer

Layout

Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon

+49(0)201-82162900

Fax

+49(0)201-82162916

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst
kostenlos für unsere Leser

Spendenkonto

IBAN DE42 3505 0000 0238 000343
BIC DUISDE33XXX
Stadtsparkasse Duisburg

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Busoni. Hrsg. von Heinrich Schwing. Singen/Htwl.,
cbEdition 2014. 150 S., Abb. ISBN 978-3-00-046609-0.

Schwing, Heinrich: „Grüße mir die Schoenewalds!“ *Porträt einer jüdischen Familie*. Singen/Htwl., cbEdition
2014, 31 S., Abb.

Ahlheim, Hannah: *Deutsche, kauft nicht bei Juden! Antisemitismus und politischer Boykott in Deutschland 1924 bis 1935*. Göttingen, Wallstein 2011. 452 S.,
39,90 Euro ISBN 978-3-8353-0883-1.

Baumgarten, Jean: *Rabbins et savants au village. L'étude des traditions populaires juives : XIXe-XXe siècles*. Paris,
CNRS 2014. 266 S., 25,00 Euro ISBN 978-2-
27108161-2.

Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 24/1. Themenschwerpunkt: Jiddische Kultur in der Sowjetunion. Berlin/New York, deGruyter 2014. 213 S.
ISSN 1016-4987

Hörstmann, Matthias: *Verlorene Helden. Von Gottfried Fuchs bis Walther Bensemann – die Vertreibung der Juden aus dem deutschen Fussball nach 1933*. Berlin, 11
Freunde Verl. 2014. 34 S., Abb.

Plotke, Seraina; Ziem, Alexander: *Sprache der Trauer. Verbalisierungen einer Emotion in historischer Perspektive*. Heidelberg, Winter 2014. 373 S., 66,00 Euro ISBN
978-3-8253-6090-0.

Reif, Stefan C.; Lehnardt, Andreas; Bar-Levav, Avriël: *Death in Jewish life. Burial and mourning customs among Jews of Europe and nearby communities*. Berlin,
deGruyter 2014. XIX, 379 S., 119,95 Euro ISBN 978-
3-11-033861-4

Bauer, Markus; Hoche, Siegfried: *Die Juden von Görlitz. Beiträge zur jüdischen Geschichte der Stadt Görlitz*. Görlitz, Oettel 2013. 192 S., Abb., 18,00 Euro ISBN
978-3-944560-09-0

Oxford Centre for Hebrew and Jewish Studies: *Report of the Oxford Centre for Hebrew and Jewish Studies*.
Oxford, The Centre 2013. 287 S., Abb. ISSN 1368-
9096

Hoppe, Dorothee: *Der Frankfurter Künstler John Elsas 1851-1935*. Wiesbaden 2014. (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen 29). 252 S.,
32,00 Euro ISBN 978-3-921434-34-5

Heimatkunde. Westfälische Juden und ihre Nachbarn.
Hrsg. von Iris Nölle-Hornkamp im Auftrag des Jüdischen Museums Westfalen. Essen, Klartext 2014. 287
S., Abb. 29,95 Euro ISBN 978-3-837-51238-0

Hintzen, Holger: *Paul Raphaelson und Hans Jonas. Ein jüdischer Kapo und ein bewaffneter Philosoph im Holocaust*. Köln, Greven 2012. 368 S., 19,90 Euro ISBN
978-3-7743-0496-3.

Kaufmann, Matthias; Pöhlein, Georg; Pomplun, Andrea: *Warum Piero Terracina sein Schweigen brach*.
Bamberg, Erich Weiß 2013. 112 S., Abb., 18,00 Euro
ISBN 978-3-940821-30-0.

Kern, H. Walter: *Stille Helden aus Essen. Widerstehen in der Zeit der Verfolgung 1933-1945*. Essen, Stadt Essen
2014. 149 S., Abb. ISBN 978-3-924384-41-8

Dachs, Gisela: *Begegnungen*. Berlin, Jüdischer Verlag
2014 (Jüdischer Almanach des Leo-Baeck-Institutes).
200 S., 16,95 Euro ISBN 978-3-63354270-3.

Surminski, Arno: *The bird world of Auschwitz. A novel-la*. Translated by Stephen C. J. Nicholls. Burges Hill, Ec-
lipse Design 2014. 127 S. ISBN 0-9542518-6-5. Aus
dem Deutschen.

Hamann, Brigitte: *Bertha von Suttner. Kämpferin für den Frieden*. Wien, Brandstätter 2013. 319 S., Abb.,
25,00 Euro ISBN 978-3-85033755-7.

Diese Biographie der österreichischen Pazifistin enthält Informationen zu ihren Weggefährten, so auch zu ihrem wichtigsten Vertrauten Alfred Hermann Fried, der aus einer kleinbürgerlichen jüdischen Wiener Familie stammt und 1911 mit dem Friedensnobelpreis geehrt wurde. Ein Kapitel ist dem „Kampf gegen den Antisemitismus“ gewidmet.

Waltraud Rennebaum und Ensemble Shoshan: *Shabbat. Hebrew Songs*. CD. Shoshanim: Burscheid 2014

Shoshan – Gesang, Piano, Flöte (und Klarinette) – hat ein neues Album mit hebräischen Liedern herausgebracht. Die Texte sind im Beiheft in der Originalsprache und in englischer und deutscher Übersetzung zu lesen. Die von Waltraud Rennebaum stimmungsvoll gesungenen Melodien, nach Arrangements ihres Ehemannes Ray Rennebaum instrumental begleitet, entstammen zu einem großen Teil der Schabbatliturgie, wobei Weisen der Aschkenasim, Sephardim, Chassiden und der westlichen Musiktradition aufeinandertreffen. Stilistisch verbinden die Vertonungen somit Elemente aus der europäischen Kammermusik mit solchen der gefühlsbetonten, teils melancholischen jüdischen Folklore.



Neue Editionen in epidat – westliches Ruhrgebiet

Mitteilungen

Berühmte Grabstätten auf historischen Friedhöfen in Deutschland Die neue Web-App *Wo sie ruhen* führt die Nutzer auch zu jüdischen Friedhöfen, etwa zu den von uns bereits vor Jahren erschlossenen Friedhöfen Hamburg-Altona und Schönhauser Allee Berlin. Nicht zuletzt assistiert die App bei einem Rundgang über den *Heiligen Sand* Worms, den ältesten jüdischen Friedhof Europas. Der Besucher kann sich mit der Navigationsfunktion gezielt zu 25 ausgewählten Grabsteinen vom Mittelalter bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts führen lassen. Zusätzlich zur Einführung in den Friedhof und zu den Erläuterungen, die er über die jeweils dort Ruhenden erhält, werden ihm die Texte der hebräischen Inschriften durch Audioausgabe in deutscher Sprache vorgelesen. <http://wo-sie-ruhen.de/friedhoeft/?c=30>

Unsere Lehrveranstaltungen des Sommersemesters an der Universität Duisburg-Essen hatten erneut guten Zuspruch und ein ermutigendes Echo. Historiker und Theologen waren dankbar für das regelmäßig stattfindende Proseminar zur Einführung in die deutsch-jüdische Geschichte, und eine Premiere, ein Seminar zur jüdischen Auslegung der Heiligen Schriften, des „Alten Testaments“.

Im Rahmen unseres dreijährigen, vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Verbundprojektes **Relationen im Raum** (RiR) (siehe Kalonymos 2013, Heft 4) haben wir uns als Referenzobjekte verstärkt den jüdischen Friedhöfen unserer Region gewidmet. Kürzlich konnten die Dokumentationen der Friedhöfe Mülheim an der Ruhr (Nathanja Hüttenmeister), Essen-Werden (Anna Martin) und Heiligenhaus (Annika Maus) in der Datenbank *epidat* veröffentlicht werden. Mit den zur Zeit laufenden Dokumentationen der jüdischen Friedhöfe in Essen-Steele (gefördert von der Sparkasse Essen) und den Friedhöfen in Oberhausen-Lirich und -Holten (in Kooperation mit dem Stadtarchiv und der Gedenkhalle Oberhausen und gefördert von der dortigen Sparkassen-Bürgerstiftung) kommen wir unserem Ziel einer vollständigen Aufnahme aller jüdischen Friedhöfe im (westlichen) Ruhrgebiet ein Stück näher. In Zukunft wird sich am Beispiel der Friedhöfe die jüdische Geschichte der Region über die lokalen Grenzen hinaus erforschen lassen, Wanderungsbewegungen und familiäre Netzwerke ebenso deut-

lich werden wie der jeweils eigene Charakter der einzelnen Gemeinden.

Mit seinem soeben erschienenen Buch zum jüdischen Leben in **Preußisch Oldendorf** hat Dieter Besserer ein umfassendes Werk zu Geschichte und Schicksal der Oldendorfer Juden vorgelegt, wobei er nicht nur die Gemeinde als Ganzes in den Blick genommen hat, sondern auch die Entwicklung der einzelnen Familien seit Mitte des 17. Jahrhunderts akribisch nachzeichnet. Das Buch schließt mit einer fast hundert Seiten umfassenden, von Nathanja Hüttenmeister in enger Zusammenarbeit mit Dieter Besserer erstellten Dokumentation des jüdischen Friedhofs, die auch über ‚epidat‘ zugänglich ist. Dieter Besserer: *Jüdisches Leben in der Stadt Preußisch Oldendorf*, Preußisch Oldendorf 2014, 543 S., ISBN 978-3-00-047532-0

„**Ein Netzwerk von Kulturbewahrern**“ – so überschrieb das Schweizer Jüdische Wochenmagazin *Tachles* seinen Artikel über die internationale *Arbeitsgemeinschaft Jüdische Sammlungen*, die im September ihre Tagung erstmals in Zürich und Basel abhielt. Die „AG“, ein loser Zusammenschluss von jüdischen Museen, Gedenkstätten, Bibliotheken, Archiven, Instituten und Einzelpersonen, trifft sich schon seit 1976 einmal pro Jahr, vor zwei Jahren war sie in Essen und Wuppertal zu Gast. Die etwa 50 Teilnehmenden tauschten sich über Projekte und Probleme aus, trafen alte und neue KollegInnen und besprachen mögliche Kooperationen. Besonders interessant für das Steinheim-Institut waren die Projekte, die sich mit der Digitalisierung jüdischen Kulturerbes beschäftigen, genannt seien die Quellenedition Digibaeck des Leo Baeck Institute New York und das Bildarchiv Schweizer Juden.

Die Tagungsorganisatoren – René Loeb von der Schweizer Vereinigung für Jüdische Genealogie, Yvonne Domhardt, Leiterin der Bibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde Zürich, und Gaby Knoch-Mund, Leiterin des Jüdischen Museums der Schweiz – hatten überdies ein spannendes Exkursionsprogramm zusammengestellt, mit Besuchen in der Dokumentationsstelle Jüdische Zeitgeschichte (im Archiv für Zeitgeschichte/ETH Zürich) und im Jüdischen Museum Basel. Höhepunkt war die Fahrt in die berühmten Schweizer „Judendörfer“ Endingen und Lengnau, deren Synagogen bis heute das Ortsbild prägen.

Chanukka

Die Vorbereitungen der Kinder im Cheder

Die Hauptvorbereitung zum Chanukkafest bestand – wenigstens soweit das die kleinen Jungen anging – in der Herstellung kleiner Bleitrendel, die das alt-hergebrachte Spielzeug dieses Festes bildeten. Die Anfertigung solcher Trendel war kein leichtes Unternehmen, und diese Aufgabe fiel den älteren Knaben zu. Zunächst mußte die Form hergestellt werden, die aus vier Holzstücken – eines für jede der vier Seiten – bestand. Innerhalb der Form waren – umgekehrt natürlich – vier hebräische Buchstaben einzukerben, die bei der Drehung des Kreisels an den Seiten erscheinen sollten. Oben und unten verjüngte sich die Form zur Bildung von Griff und Spitze des Kreisels. Danach wurden die einzelnen Teile der Form mit einer Schnur zusammengebunden, und von oben wurde geschmolzenes Blei in die Form gegossen. (...) Mit diesen Kreiseln vergnügten wir uns während der ganzen Festwoche. In der Regel spielten wir zum bloßen Zeitvertreib, zuweilen aber auch um Geld. (Shmarya Levin)

Die Feier der Kinder in Jemen

In Jemen feiern die Kinder Chanukka mit großem Gepränge. Beim Anzünden des ersten Lichtes sammeln sie sich in Gruppen und bestimmen die Häuser, in denen sie ihr Mahl nehmen wollen. Jede Gruppe wählt ihr Haus. Alle Kinder gehen dann auf den Markt, um Mohrrüben zu kaufen. (...) Die Mütter bereiten „Lassis“ vor (gekochten und gebratenen Mais), eine kleine Flasche „Wein“ und einen Becher. Wie wird nun dieser „Wein“ bereitet? Man löst Zucker in Wasser auf, färbt die Lösung rot und – der „Wein“ ist fertig.

Die Kinder treffen sich am verabredeten Ort, und jedes trägt ein Bündel in der Hand: Mohrrüben, „Lassis“ und eine Flasche „Wein“. Man versammelt sich im Flur des Hauses, dort, wo auch die Chanukalichte brennen. Auf dem Boden ist eine Matte ausgebreitet. Die Kinder lassen sich mit untergeschlagenen Beinen nieder. Jedes Kind breitet sein Tuch vor sich aus, stellt seinen „Wein“ darauf, schenkt davon in den Becher ein, isst und trinkt. Manche bringen sogar ein kleines Kissen mit, legen es sich zur Seite, um sich anzulehnen, wie es die Großen beim Festmahl tun. Der älteste beginnt ein Lied, die anderen

antworten ihm im Chor, dann tanzen sie paarweise.

Es kommt vor, daß eine Gruppe beschließt, eine andere zu überfallen. Der Anführer klopft an die Tür des Flurs, die anderen Kinder bleiben im Hinterhalt. Sobald man ihm öffnet, stürzt er hinein, löscht die Lichter, seine Kameraden stürzen hinterdrein, rauben den „Wein“ und den „Lassis“ und verschwinden. Dies gilt bei ihnen als Heldentat.

(Nach dem Sammelheft „La-Chanukka“)

Der Fackelzug der Kinder in Tel Aviv

Fackeln leuchten im Dunkeln auf: Ein Fackelzug von Tausenden von Kindern nähert sich. Sie kehren von der Chanukkafeier an einem der höchst gelegenen Plätze Tel Avivs zurück. Dort war eine elektrische Menora aufgestellt, die die ganze Umgebung überstrahlte. Ein Lied erklingt: Am Jissrael Chai! Volk Israel lebt! In allen Straßen, die die Kinder durchziehen, wird ihr Gesang hörbar. Die Vorübergehenden bleiben stehen, man staut sich auf dem Bürgersteig. Auch Autos, Droschken und Fahrzeuge aller Art halten an, der ganze Lärm und die Bewegung in der Stadt hat plötzlich aufgehört. Von Fenstern, Balkons und Plätzen schauen die Erwachsenen liebevoll dem Zug der Kinder nach. (...)

Wir Großen erinnern uns jener verschneiten Chanukkaabende, wenn wir aus dem Cheder heimgingen, ängstlich und gedrückt mit einer Laterne in der Hand. Sangen wir nicht oft, um unsre Furcht zu übertönen: „Wohl, nicht schlummert, nicht schläft er,/der Hüter Jissraels“?

Die Kinder biegen in die Bialikstraße ein, um an ihrem Festtage den Dichter zu begrüßen. Sie stimmen neue Lieder vor seinem Hause an und rufen laut nach ihm. Bialik tritt heraus und bleibt auf den Stufen des Eingangs stehen. Einige Minuten blickt er schweigend auf die große Schar der Kinder. Dann beginnt er zu sprechen: „Was kann ich euch sagen? Der Anblick tausender Kinder mit Festfackeln in der Hand ist erhebend für mich. Ich möchte euch mit dem Segen segnen, den meine Mutter am Freitag Abend beim Lichtzünden sprach: Mögen doch stets die Augen unserer Kinder leuchten von Wissen und Einsicht gleich den Fackeln, die ihr heute entzündet habt.“

(Ben Jischai)



Aus: Elieser L. Ehrmann. *Von Trauer zur Freude. Leitfäden und Texte zu den jüdischen Festen.* (Quellenhefte und Jüdische Lesehefte, hrsg. von der „Reichsvertretung der Juden in Deutschland“, 1937/38). Neu hrsg. von Peter von der Osten-Sacken und Chaim Z. Rozwaski. Veröffentlichungen aus dem Institut Kirche und Judentum, Bd. 30. Berlin 2012. 624 S. ISBN 978-3-923095-80-3